

ANABELLE  
STEHL

*Break*  
**AWAY**

ROMAN

# INHALT

Titel

Zu diesem Buch

Leserhinweis

Widmung

Playlist

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

26. Kapitel

27. Kapitel

28. Kapitel

29. Kapitel

30. Kapitel

31. Kapitel

32. Kapitel

33. Kapitel

34. Kapitel

35. Kapitel

36. Kapitel

37. Kapitel

38. Kapitel

39. Kapitel

40. Kapitel

41. Kapitel

42. Kapitel

Epilog

Danksagung

Triggerwarnung

Leseprobe

Die Autorin

Die Romane von Anabelle Stehl bei LYX

Impressum

ANABELLE STEHL

# Breakaway

ROMAN



## ZU DIESEM BUCH

Endlich wieder durchatmen können – das ist alles, was Lia sich wünscht, als sie völlig überstürzt ihre Sachen packt und in den nächstbesten Bus nach Berlin steigt. Sie hat kein Ziel in der Stadt und auch keinen Plan. Aber sie erträgt das Getuschel und die Blicke nicht mehr, die ihr überall auf dem kleinen Campus ihrer Uni folgen, seit sie eines Nachts eine folgenreiche Entscheidung traf. Lia hofft, dass sie in dem anonymen Trubel der Hauptstadt wieder zu sich selbst findet und dass damit auch ihre größte Leidenschaft – das Filmen – zu ihr zurückkehrt. Doch schon bei ihrem ersten Stopp in Berlin – einem gemütlichen Café in der Nähe vom Alexanderplatz – trifft Lia auf Noah, der mit seiner offenen Art und seinem attraktiven Lächeln ihren Plan, sich erst einmal nur auf sich selbst zu konzentrieren, augenblicklich auf den Kopf stellt. Dabei hat Noah seine ganz eigenen Probleme: Nachdem sein Bruder in eine Schlägerei verwickelt war und daraufhin seinen Posten im Familienunternehmen aufgeben musste, setzt Noah nun alles daran, zu verhindern, dass seine Familie endgültig auseinanderbricht. Dennoch nimmt er sich die Zeit, Lia an seine Lieblingsplätze in Berlin zu führen und ihr die Stadt durch seine Augen zu zeigen. Und je näher sie sich kommen, desto schlechter fühlt sie sich, weil sie Noah nicht die ganze Wahrheit über das, was an ihrer alten Uni geschehen ist, erzählen kann ...

Liebe Leser\*innen,

dieses Buch enthält potenziell triggernde Inhalte. Deshalb findet ihr [hier](#) eine Triggerwarnung.

ACHTUNG: Diese enthält Spoiler für das gesamte Buch.

Wir wünschen uns für euch alle das bestmögliche Leseerlebnis.

Eure Anabelle und euer LYX-Verlag

*Für meine Eltern.  
Danke, dass ihr meine Familie seid.*

*Und für die PJS.  
Danke, dass ihr meine Familie wurdet.*

# PLAYLIST

Lennon Stella - Breakaway  
Florence + The Machine - Hunger  
Woodkid - Run Boy Run  
Jessie Reyez - FIGURES  
Bea Miller - feel something  
Hozier - Movement  
Arcade Fire - My Body Is a Cage  
Shawn Mendes - A Little Too Much  
Tom Walker - Leave a Light On  
Gabrielle Aplin - Please Don't Say You Love Me  
Ava Max - So Am I  
Passenger - Hell or High Water  
Foo Fighters - The Pretender  
Pitbull, Kesha - Timber  
Backstreet Boys - Everybody  
Taylor Swift - You Need To Calm Down  
Athlete - Wild Wolves  
Walking on Cars - Speeding Cars  
Gary Go - Berlin  
Dermot Kennedy - An Evening I Will Not Forget  
Kesha - Praying  
dodie - Burned Out  
Billy Raffoul - You Be Love  
Christina Aguilera - The Voice Within  
Selena Gomez - Look At Her Now  
Rachel Platten - Fight Song

# 1. KAPITEL

## *Lia*

»Noch jemand nach Berlin? Nach Berlin bitte einsteigen!«, hörte ich von Weitem.

Ich sprintete an einer Gruppe von Schülern vorbei, stolperte fast über die Reisetasche einer jungen Mutter und kam schließlich schwer atmend vor dem roten Bus zum Stehen. Ich hätte gedacht, einmal die Woche Yoga wäre genug, um mich fit zu halten, aber mein Schnaufen und die Schmerzen in den Beinen teilten mir etwas anderes mit. Mit leicht zitternden Fingern öffnete ich den Reißverschluss meines Rucksacks und kramte in dem Chaos darin nach meinem Handy.

»Magst du mit?«, fragte mich der Mann, der eben noch über den Busbahnhof gerufen hatte und dessen Shirt vom gleichen Rot war wie der Bus.

Ich nickte, unfähig, eine klare Antwort zu formulieren, da mein Atem immer noch zu schnell ging und meine Zunge trocken am Gaumen klebte.

»Dann pack deinen Koffer da rein.« Er deutete auf die geöffnete Klappe an der Seite des Busses. »Flughafen auf die andere Seite, Alex gleich hier vorne rein.«

Ich schob meinen kleinen Koffer zu den anderen ins Innere des Busses und streckte dem Mann dann mein Smartphone entgegen, auf dem ich vor wenigen Minuten das Ticket gekauft hatte.

Er scannte den QR-Code, nickte mir knapp zu und schloss dann die Türen an der Seite des Busses, sodass mein Koffer außer Sichtweite verschwand.

Ich machte das hier wirklich. Wow. Mein Herz schlug kräftig weiter in meiner Brust, nur dass es jetzt nicht

alleine an dem Sprint durch die morgendliche Sommerhitze lag, sondern ganz eindeutig an Aufregung. Und Angst. Denn die, so wurde mir gerade bewusst, hatte ich. Ich merkte erst, dass ich mich keinen Zentimeter gerührt hatte und nach wie vor auf die Kofferraumtür starrte, als sich ein roter Farbkleck in mein Sichtfeld bewegte und meine Aufmerksamkeit verlangte.

»Na, Fräulein, wenn du mitfahren magst, musst du auch einsteigen.«

»Entschuldigung«, murmelte ich, verbiss mir meinen Kommentar auf das »Fräulein« und schob die Daumen unter die Riemen meines Rucksacks. Ich konnte das hier. Nicht weil ich besonders mutig oder abenteuerlustig war, sondern schlicht und ergreifend, weil es keine Alternative gab. Ich musste das hier können.

Ich setzte den rechten Fuß auf die kleine Treppe, die ins Innere des Busses führte und blickte mich noch ein letztes Mal um. Alles, was ich sah, war der etwas heruntergekommene Busbahnhof dieser Kleinstadt, den ich so oft auf dem Weg zur Hochschule passiert hatte. Keine Ahnung, was ich erwartete. Vielleicht, dass sich dieser Moment besonders anfühlte, dass ich Wehmut spüren würde oder einen Abschluss. Erleichterung oder das aufregende Kribbeln eines Neuanfangs. Aber alles, was ich fühlte, war Gleichgültigkeit. Und so drehte ich mich wieder herum und setzte auch den linken Fuß auf die Stufe.

Ich war an Bord. Immerhin.

Der Bus war von ein paar Plätzen abgesehen ziemlich leer, sodass ich zwei Sitze für mich beanspruchen konnte. Eigentlich keine große Überraschung, schließlich war es ein Dienstagmorgen. Ich schob mich in eine Reihe im hinteren Teil des Busses und streifte mir den Rucksack von den Schultern. Mein T-Shirt klebte unangenehm am Sitz, obwohl es hier drinnen erfrischend kühl im Vergleich zu draußen war. Ich zog einen der Haargummis von meinem

Handgelenk und drehte mir die langen kupferroten Haare zu einem unordentlichen Dutt auf den Kopf. Kühle Luft traf angenehm auf den feinen Schweiß in meinem Nacken.

Ich atmete tief durch. *Ich schaffe das.*

Nach Berlin waren es über vier Stunden mit dem Bus. Zum Glück. Je mehr Zeit ich hier drin verbrachte, desto mehr Distanz schaffte ich zwischen mir und diesem Ort. Der Bus gab ein tiefes Brummen von sich, als der Fahrer den Motor startete. Ich öffnete meinen Rucksack und kontrollierte noch ein letztes Mal, dass ich auch alles Wichtige dabei hatte: Portemonnaie, Ladekabel, Handy. Meine Hand fand wie automatisch ihren Weg an meinen Hals. Kamera. Ich atmete erleichtert aus und strich mit dem Daumen leicht über den Rand des Objektivs, als würde ich das Gerät beruhigen wollen. Dabei war in Wahrheit ich diejenige, die Beruhigung gebrauchen konnte. Sonst funktionierte das auch und das kalte Metall unter meinen Fingern erdete mich für gewöhnlich. In letzter Zeit jedoch trug es viel eher zu meiner Unruhe bei. So sehr sogar, dass ich die Kamera fast zu Hause gelassen hätte. In letzter Sekunde hatte ich mich aber doch noch unentschieden. Ob aus Hoffnung oder in dem naiven Versuch, Normalität zu wahren, wusste ich nicht. Mein Zeigefinger verharrte in der Bewegung und ich blickte nach unten auf die Kamera. Auf mein kreatives Ventil. Auf die Erinnerung an alles, was in letzter Zeit schiefgelaufen war. Ich umklammerte das Gerät, hob es an, befreite meinen Kopf aus dem Lederband und stopfte es in den unteren Teil meines Rucksacks unter ein kleines Handtuch. Sofort fühlte ich mich etwas leichter, was mich gleichzeitig traurig stimmte. Ich schloss den Rucksack und hoffte einfach, dass ich die wichtigsten Dinge dabei hatte oder würde nachkaufen können. Zum Überlegen war keine Zeit gewesen. Ich hatte alles an Kleidung, was noch einigermaßen tragbar aussah, in meinen Koffer gestopft, Make-up und Zahnbürste aus dem WG-Bad genommen und dann das Haus verlassen, bevor ich meiner

Mitbewohnerin Lisa oder irgendjemandem aus dem Wohnheim in die Arme laufen konnte. Ich hatte keine Lust auf die Blicke gehabt. Oder noch schlimmer, auf die Frage von Lisa, wieso ich nicht an der Uni war und meine Klausur in Medienrecht schrieb.

Mit dem Blick aus dem Fenster zwang ich mich, an etwas anderes zu denken. Nicht daran, wie ich im Seminarraum auf das leere Blatt gestarrt hatte und einfach alles Gelernte weg gewesen war. Wie mein Stift in der Hand gezittert hatte, weil die geflüsterten Worte auf dem Gang viel zu laut in meinen Ohren widerhallten. In Dauerschleife. Bei dem Gedanken an die Blicke und das Tuscheln, als ich aufgesprungen und aus dem Seminarraum gelaufen war, zog sich mein Bauch schmerzhaft zusammen und mir wurde flau im Magen. Ich atmete tief ein und wieder aus und versuchte, mich zu beruhigen. Ich war jetzt hier, in diesem Bus. Und mit jeder Sekunde bewegte er sich weiter von der Hochschule weg. Von meinen Kommilitonen. Von den Blicken und dem Gerede. Alles, was ich wollte, war eine Auszeit. Ein paar Wochen Ruhe in einer Stadt, in der mich niemand kannte. Ich schob mir die Kopfhörer in die Ohren und startete meine Playlist. Zu Florence + The Machine konzentrierte ich mich mit all meinen Gedanken auf Berlin und das, was vor mir lag. Denn genau darum ging es bei diesem Trip doch: alles hinter mir zu lassen und endlich, endlich wieder nach vorne zu schauen.

»Flughafen Schönefeld«, riss mich die tiefe Stimme des Busfahrers aus dem Schlaf. Ich wischte mir die Strähnen aus dem Gesicht, die sich aus dem Dutt gelöst hatten, und streckte mich, so gut es in der engen Sitzreihe ging. Meine Schulter knackte und mein Hals fühlte sich unangenehm steif an. Ich hatte keine Ahnung, wann genau ich eingeschlafen war, aber offensichtlich hatte ich mein Ziel fast erreicht. Durch das Fenster konnte ich die vielen Menschen beobachten, die in den Flughafen eilten oder

den überdachten Weg vom Terminal zur S-Bahn liefen. Wie gern ich ebenfalls einfach in ein Flugzeug gestiegen und ans andere Ende der Welt geflogen wäre. Aber sowohl mein Kontostand als auch das schlechte Gewissen meiner Mutter gegenüber hatten mir einen Strich durch die Rechnung gemacht. Na ja, und die Tatsache, dass ich bis heute Morgen gar nicht vorgehabt hatte, mein Zuhause zu verlassen. Da ich zwei Wochen lang das Haus gar nicht verlassen hatte, war eine Fahrt quer durchs Land für mich ein Meilenstein.

»Nächster Halt: Alexanderplatz. Wir kommen um etwa 15:30 Uhr an. Nehmen Sie bitte wieder Platz und schnallen Sie sich an.«

Ich reckte ein letztes Mal die Arme in die Höhe und befreite dann das Kabel meiner Kopfhörer aus der Lücke zwischen den beiden Sitzen. Irgendwann im Schlaf hatten sie sich wohl verabschiedet. Ich entsperrte mein Smartphone und wollte gerade wieder meine Musik starten, als mein Blick über die anderen Apps schweifte. Facebook. Instagram. Twitter. In der oberen rechten Ecke prangten Zahlen in kleinen roten Kreisen, die neue Nachrichten ankündigten. Etliche neue Nachrichten. Die bunten Logos der Apps brannten sich in meine Augen, mein Finger schwebte regungslos über dem Display. Dann senkte ich meinen Daumen auf das pink-lilafarbene Viereck, das einer Kamera ähnelte und so lange mein kreatives Ventil gewesen war. Ich widerstand dem Drang, mir die neuen Benachrichtigungen anzeigen zu lassen – Direct Messages, Kommentare, ich ignorierte alles. Stattdessen tippte ich auf mein Profilbild, scrollte durch die Einstellungen und klickte durch den Hilfebereich der App, bis ich endlich das fand, wonach ich suchte. Ohne zu zögern, landete mein Finger auf dem Link, unter dem ich mein Konto dauerhaft löschen konnte. Ich spürte ein kleines aufgeregtes Kribbeln in der Magengegend, das sich überraschend angenehm anfühlte. Angespornt von dem Gefühl wiederholte ich den Vorgang

für meine anderen sozialen Kanäle. Es waren nur wenige Klicks und es hatte sich nicht wirklich etwas verändert, aber ich spürte dennoch, wie eine unsichtbare Last von meinen Schultern genommen wurde. Dann fiel mein Blick auf WhatsApp. Nur wenige Leute hatten meine Handynummer, es gab keine neuen Nachrichten. Dennoch öffnete ich die App, scrollte etwas nach unten und klickte auf den Chat mit Alexander. Alexander, dem ich fälschlicherweise vertraut hatte. Ich merkte, wie sich das Kribbeln in meinem Bauch in Wut verwandelte, die nur noch verstärkt wurde, als ich seine letzte Nachricht las.

*Wir müssen reden. Bitte.*

Beinahe hätte ich laut aufgelacht. Ich wollte nicht reden. Er war schuld, dass ich überhaupt hier war. Ich hatte die Nachricht unbeantwortet gelassen. So wie die Nachrichten davor. Mir wurde schon schlecht, wenn ich nur seinen Namen las. Jetzt jedoch tippten meine Finger eine Antwort.

*Lass mich in Ruhe. Lösch meine Nummer.*

Ich drückte auf Senden. Dann klickte ich auf seinen Namen über dem Chatverlauf, scrollte nach unten und blockierte Alexander. Geräuschvoll atmete ich aus und hoffte, dass all das reichen würde. Ich startete meine Musik, lehnte den Kopf an die Scheibe und beobachtete die vorbeiziehende Landschaft draußen. Die Felder waren gelblich verfärbt, als könnten sie dringend etwas Regen vertragen. Während ich der vorbeiziehenden Landschaft zusah, beruhigte sich mein Herzschlag langsam wieder. Und obwohl man das Umland Berlins wohl kaum als idyllisch oder pittoresk bezeichnen konnte, war der Anblick für mich traumhaft schön. Weil er bedeutete, dass ich es geschafft hatte. Ich war weg. Und konnte zumindest für eine Weile atmen, alles hinter mir lassen und so tun, als wäre nichts geschehen.

Die vorbeirauschenden Bäume und Häuser wirkten so hypnotisierend auf mich, dass meine Augen ohne mein Zutun wieder zufließen - bis ich eine Sekunde später jäh zusammenzuckte, als ein lautes Hupen ertönte, das sogar durch meine Kopfhörer den Weg in mein Trommelfell fand. Ich sah, wie der Busfahrer in einer rüden Geste eine Hand durchs Fenster streckte. Dann wechselte der Bus auf die rechte Spur. Beim Blick über die Schulter konnte ich gerade noch erkennen, wie sich ein dunkelroter Opel mit ungesund klingendem Motor und fetter Delle in der rechten Hintertür links am Bus vorbeischoob. Der Mann auf der Beifahrerseite trug eine Sonnenbrille und schüttelte sichtlich genervt den Kopf, als der Wagen den Bus überholte. Auf Höhe des Busfahrers hupte er erneut, dann raste er, vermutlich ohne die Geschwindigkeitsbegrenzung zu beachten, davon.

»Idiot«, murmelte ich stumm, lehnte mich zurück und beobachtete, wie die Umgebung immer städtischer wurde, bis sich schließlich Hotels mit kleineren Geschäften abwechselten. Menschen liefen geschäftig an ihnen vorbei, ohne ihr Glück zu begreifen, in einer so großen, pulsierenden und vor allem anonymen Stadt zu leben. Gleich würde ich endlich mein Ziel erreichen und, zumindest für eine Weile, zu ihnen gehören. Zum ersten Mal seit Wochen hatte ich das Gefühl, dass ich mich wieder vorwärtsbewegte, anstatt wie ein Hamster im Rad zu strampeln und trotz der körperlichen Anstrengung kein Stück voranzukommen.

Ich zog meinen Koffer aus dem seitlichen Gepäckfach und verabschiedete mich vom Busfahrer, der allerdings schon umgekehrt war, um einen Kollegen zu grüßen. Mit der freien Hand schützte ich meine Augen vor der Sonne, während ich mich umsah, die andere hielt meinen Koffer fest umklammert. Ich legte den Kopf in den Nacken und ließ meine zusammengekniffenen Augen den Fernsehturm

hinaufwandern. Dann schweifte mein Blick weiter über den Alexanderplatz, den ich bisher nur aus dem Fernsehen kannte. Wir waren nie viel gereist und obwohl ich das immer vorgehabt hatte, hatten sich diese Pläne nach der Trennung meiner Eltern geändert. Ich konnte und wollte meine Mutter nicht auch noch alleine lassen. Also fiel die Wahl ganz automatisch auf eine Hochschule in ihrer Nähe. Ich unterdrückte das schlechte Gewissen, das mich bei diesen Gedanken sofort heimsuchte. Zumindest ihr hätte ich Bescheid geben sollen. Aber dann hätte sie eine Erklärung verlangt und die konnte ich ihr nicht geben.

Ich schüttelte die lästigen Gedanken ab und betrachtete die Szenerie vor mir. Menschentrauben standen an der Ampel zu meiner Linken, gelbe Straßenbahnen fuhren ratternd an ihnen vorbei, kleine Buden rahmten den Platz und die Sonne ließ die Hitze vom Boden aufsteigen. Es roch nach frittiertem Essen, Abgasen und Sommer. Es war laut. Und alle gingen einfach ihres Weges, ohne mir Beachtung zu schenken. Ich liebte es.

Meine Hände glitten wie automatisch an die Stelle unter meiner Brust, an der normalerweise meine Kamera an ihrem Lederband baumelte. Erst als meine Finger den Stoff meines Shirts berührten, fiel mir auf, dass das Gewicht in meinem Nacken fehlte. Kurz verspürte ich Wehmut. Normalerweise würde die Linse die Szene, die sich vor meinen Augen abspielte, für immer festhalten. Immer, wenn ich filmte, betrachtete ich meine Umgebung mit anderen Augen. Nahm sie in all ihren Facetten wahr. Meine Kamera war nicht nur mein Ventil, sie half mir auch, mehr im Jetzt zu leben. Innezuhalten in einer schnellen Welt, diese Geschwindigkeit einzufangen und mit jedem erneuten Zuschauen etwas zu entdecken, was mir sonst entgangen wäre. Unsere Augen mochten die besten Linsen sein, aber unser Gehirn filterte notwendigerweise alles und sortierte aus, was es für unnötig erachtete. Eine Kamera hingegen war in der Lage, jedes noch so kleine Detail für alle

Ewigkeit auf einer Speicherkarte festzuhalten – Bild, Ton, Bewegungen und Emotionen. Sie fing Erinnerungen nicht nur ein, sie schaffte neue, indem sie auch zeigte, was wir sonst nicht wahrgenommen hätten.

Ich ließ meinen Blick über die nun ungefilmten Szenen wandern, wie es sonst die Linse meiner Kamera getan hätte. Jetzt erst sah ich, dass die Kugel des Fernsehturms die Sonne in einem kreuzförmigen Muster reflektierte. Jetzt erst bemerkte ich die drei Kinder, die auf dem Parkplatz auf der gegenüberliegenden Straßenseite Hüpfkästchen spielten.

Es fühlte sich sonderbar an, diese Szenen nicht festhalten zu können, als würde mir die Erfahrung wie Sand durch meine Finger rinnen. Aber es war schön, Momente wie diesen wieder wahrzunehmen. Wieder zur Kamera greifen zu wollen. Vielleicht würde ich genau das in meiner Zeit hier ja wieder tun. Meine Mundwinkel schoben sich leicht nach oben. Es mochte noch nicht für ein Lächeln reichen, aber es war ein Anfang.

Ich atmete die warme Luft ein und stieß sie hörbar wieder aus.

*Und jetzt?*

Unschlüssig stand ich mit meinem Rucksack und dem kleinen Koffer vor der Grünfläche, an der mich der Bus rausgeworfen hatte. Ich mochte wenig Gepäck haben, aber was ich noch viel weniger hatte, war ein Plan.

## 2. KAPITEL

### *Noah*

Er sah richtig scheiße aus. Die Leute sagten immer, Elias wäre eine etwas zu groß geratene, ältere Version von mir, aber meine Fresse: Er sah nach wie vor groß und muskulös aus, die eingefallenen Wangen jedoch waren neu. Seine Augen waren noch genauso hellbraun wie meine, doch unter ihnen lagen dunkle Schatten. Wo er sonst nur wenige Stoppeln erlaubte, bevor er zum Rasierer griff, war ihm ein Bart gewachsen, etwas heller als sein braunes Haar. Es sah nicht einmal schlecht aus, doch alles an meinem Bruder wirkte plötzlich stumpf und glanzlos. Als läge ein Filter über ihm, der allem ein wenig Farbe entzog.

Elias unterbrach meine Musterung, indem er sich mit beiden Händen über das Gesicht fuhr und mir somit den Blick auf die so offensichtlichen Veränderungen nahm.

»Sieh mich nicht so an. Ich weiß«, seufzte er, rieb sich noch einmal die Stelle zwischen den Augen und sah dann wieder zu mir.

»Sorry«, murmelte ich. »Hat dir Mama noch nicht damit in den Ohren gelegen, dass du dich mal rasieren solltest?«

Elias lachte kurz auf und schüttelte leicht den Kopf.

»Was?«, fragte ich irritiert.

»Ich dachte, sie hat dir erzählt, was passiert ist. Oder wieso bist du hier? Glaubst du wirklich, unsere Eltern lassen sich grad hier blicken?« Er verschränkte die Arme vor der Brust und sah mich mit hochgezogenen Augenbrauen an.

Ich stutzte. Das konnte er doch nicht ernst meinen. »Sie hat erzählt, dass ihr Streit hattet. Nicht, dass ihr nicht mehr miteinander redet.«

»So kann man es auch nennen«, murmelte er. »Und was genau führt dich hierher? Solltest du nicht gerade in Bolivien oder Argentinien oder so sein?«

Ich schnaubte. »Als ob ich unter diesen Umständen dortbleiben könnte. Ich wäre schon früher gekommen, aber ich habe erst am Freitag erfahren, was passiert ist.«

Ich hatte immer noch nicht verdaut, dass unsere Eltern nicht nur Elias aus der Firma geworfen, sondern auch den Kontakt zu ihm abgebrochen haben sollten. Und mir tagelang verschwiegen hatten, was vorgefallen war. Ich hätte für Elias da sein müssen. Stattdessen hatte ich nichts ahnend Tausende Kilometer entfernt mein Leben gelebt und Elias' Antworten auf meine Nachrichten klangen, als wäre alles in Ordnung.

Wenn ich mir das Chaos, das in seiner Küche herrschte, so betrachtete, seine glanzlosen Augen, war ganz und gar nichts in Ordnung. Ich nahm einen Schluck Wasser und schluckte meine Frustration gleich mit hinunter. Hätte meine Mutter sich nicht am Telefon verraten, würde ich wohl immer noch unwissend am anderen Ende der Welt sitzen. Sie hatte es klingen lassen, als wäre das Ganze nur halb so wild, und mich davon abbringen wollen, zurück nach Deutschland zu fliegen. Als ob ich mich noch auf etwas anderes hätte konzentrieren können.

»Du hättest deine Reise nicht abbrechen sollen. Es ist nicht so, als könntest du hier etwas ändern«, sagte nun auch Elias. »So habe ich nur eine Sache mehr, die ich auf die lange Liste meines schlechten Gewissens schreiben kann.«

Elias' breite Schultern sackten noch ein wenig weiter nach unten, was ich kaum für möglich gehalten hätte. So kannte ich ihn nicht. Lebensbejahend, positiv, rebellisch und über alle Maßen loyal, das war mein Bruder. Nicht dieses personifizierte Häufchen Elend, das scheinbar jegliche Hoffnung aufgegeben hatte.

»Das ist doch scheiße, Mann«, stieß ich frustriert aus.

»Spar dir den Atem«, sagte Elias deutlich gefasster.  
»Wut hat mich auch nicht weitergebracht.«

»Und du nimmst das einfach so hin? Wie lange soll das bitte so weitergehen? Mama und Papa können doch nicht ewig sauer auf dich sein.«

Elias hob die Schultern. »Schätze, das hängt ganz davon ab, ob Rothe junior wieder der Alte wird.« Er stieß ein verächtliches Schnauben aus. »Wobei ich nicht weiß, ob ich darauf hoffen sollte.«

Nein, so kannte ich meinen Bruder ganz und gar nicht.

»Was ist in der Nacht genau passiert? Wieso hast du Christopher angegriffen?«, wiederholte ich die Worte, die ich bereits am Telefon an ihn gerichtet hatte und die mich seit dem Anruf meiner Mutter Tag und Nacht beschäftigten.

Jetzt konnte ich beobachten, was ich zuvor nur Elias' Stimme am Telefon entnehmen konnte: Er machte dicht. Die Arme erneut vor der Brust verschränkt, blickte er mir direkt in die Augen.

»Ich war betrunken, wir hatten Streit, es gab eine Schlägerei. Ende der Geschichte.«

»Die du begonnen hast?« Denn das konnte ich mir kaum vorstellen.

»Offensichtlich. Wie gesagt, ich war betrunken. Ich erinnere mich nicht mehr an Details.«

Frustriert rieb ich mir über das Gesicht.

»Elias, wenn du nicht mit mir redest, kann ich dir nicht helfen.«

»Richtig, du kannst mir nicht helfen.« Seine Züge wurden sanfter und die Wärme kehrte in seine braunen Augen zurück. »Noah, du bist mein kleiner Bruder. Wenn überhaupt, sollte ich dir helfen.«

»Ich bin nur ein Jahr jünger«, murmelte ich genervt.

Elias streckte einen Arm über den Küchentisch und legte mir seine Hand auf die Schulter. »Mama und Papa haben deutlich gemacht, dass ich mich bei ihnen gerade

nicht blicken lassen brauche. Es liegt nicht an dir, das hier zu fixen. Du warst ja nicht einmal dabei.«

»Es tut mir leid«, begann ich, aber Elias hob die Hand.

»Das war nicht als Vorwurf gemeint.«

»Und was machst du jetzt? Suchst du dir einen neuen Job? Studierst du einfach nur?« Ich hielt inne. »Das Geld haben sie dir nicht gestrichen, oder?«

Elias schwieg.

»Was?«, fragte ich.

»Ich werd erst mal nicht zur Uni gehen.«

»Wie bitte? Aber du hast deinen Bachelor fast.«

Elias lächelte grimmig. »Ist ja nicht so, als bräuchte ich ihn, wenn ich jetzt eh nicht in der Firma anfangen kann.«

»Dann fängst du woanders an. Außerdem kriegen wir Mama und Papa mit Sicherheit überzeugt. Du kannst doch nicht einfach die Uni abbrechen.« Das konnte Elias nicht ernst meinen. Er liebte sein Studium und hatte genauso hart für seine Noten geackert wie ich. Wenn nicht härter.

»Ich hab ja nichts von Abbrechen gesagt. Vielleicht nehme ich ein Urlaubssemester.«

»Aber wieso?«, fragte ich.

Elias seufzte und rieb sich erneut über das Gesicht und massierte mit den Fingern seine Nasenwurzel, als bereitete ihm unser Gespräch Kopfschmerzen.

»Weil ich jetzt erst einmal rausfinden muss, wie es weitergehen soll. Das wäre mein Praxissemester in der Firma gewesen. Auf die Schnelle finde ich keinen anderen Betrieb, der mich nimmt. Und der Deal ist, dass ich erst mal nicht in die Firma zurückkomme«, sagte er nun leiser.

»Der Deal?«

Ich wartete darauf, dass Elias weitersprach, aber in der Küche war nichts zu hören außer dem leisen Summen des Kühlschranks und dem Rauschen des Verkehrs, das durch das geöffnete Fenster drang.

»Was für ein Deal?«, fragte ich erneut.

Elias gab ein genervtes Geräusch von sich. »Der Deal, dass die Geschäfte zwischen Rothe und uns weitergehen, wenn ich mich von Christopher und seiner Familie fernhalte und von allen Projekten abgezogen werde. Also, so richtig fernhalte. Nicht nur ein bis zwei Wochen, sondern langfristig. Dass ich dort dieses Semester für meine Credits arbeiten kann, kann ich also vergessen. Aber wen kümmert's, ich hab ja nur jahrelang darauf hingearbeitet«, endete Elias mit sarkastischem Ton.

»Das willst du einfach so hinnehmen?« Ich konnte und wollte es nicht glauben. Dass Elias das getan haben sollte und noch viel weniger, dass er und meine Eltern einem solchen Deal zugestimmt hatten. Denn leider machte diese Tatsache die erste realer: Wieso sollten sie bei so etwas Absurdem zustimmen, wenn Elias nicht wirklich auf Christopher losgegangen wäre?

»Ich finde etwas Neues. Und je nachdem, was mit Christopher ist, kann ich mit etwas Zeit zurück in den Betrieb kommen. Uns bleibt einfach nichts anderes übrig, als abzuwarten, okay?« Elias drückte meine Schulter und lächelte mir zu, aber es erreichte seine Augen nicht.

Ich schaltete durch die einzelnen Radiosender und drehte die Musik auf, bis sie lauter als meine kreisenden Gedanken war. Dann kurbelte ich das Fenster herunter, damit wenigstens etwas frische Luft in den aufgeheizten Wagen drang.

»Sicher, dass du nicht reden magst?« Daniel, mein bester Freund, Mitbewohner und nun auch Chauffeur, musterte mich mit kritischem Blick. »Du warst ganz schön schnell fertig da drinnen.«

»Ich wünschte, dein Auto hätte Bluetooth«, murmelte ich und ignorierte Daniels Frage. Ich drückte ein paar weitere Knöpfe und blieb letztendlich bei irgendeinem Chartsender hängen.

»Hey, nichts gegen Betty«, sagte Daniel und streichelte das Lenkrad seines in die Jahre gekommenen Opel Corsa. »Sonst setz ich dich aus und du kannst die S-Bahn nach Frohnau nehmen.«

Als ich nicht reagierte, warf Daniel mir erneut einen kurzen Blick zu. »Also ...?«, fragte er gedehnt.

Ich senkte den Kopf gegen das Sitzpolster und seufzte. »Ich hab nichts zu erzählen, was ich dir nicht auch schon am Telefon gesagt hab. Der Besuch bei Elias hat rein gar nichts gebracht.«

»Tut mir leid«, sagte Daniel. »Aber um der Situation was Gutes abzugewinnen: Ich bin echt froh, dass du zurück bist.«

Ich lächelte leicht. Daniel war mein bester Freund seit Kindertagen, und wir teilten uns in Berlin eine Wohnung. Es wäre der erste Sommer seit Jahren gewesen, den wir nicht zusammen verbracht hätten. Insofern war das tatsächlich ein kleiner Trost.

»Viel wichtiger«, begann ich und drehte das Radio schlagartig leiser. »Shit, ich hab es echt fast vergessen: Wie war dein Casting?«

Daniel atmete laut aus und antwortete nicht. Stattdessen schaltete er endlich den Motor des Wagens ein und blinkte links, um sich in den Verkehr einzufädeln. Noch wenige Minuten vor dem Boarding meines Rückflugs hatte er mir von dem Casting erzählt, an dem er teilnehmen würde. Irgendeine Band suchte einen neuen Drummer. Sie hatten sogar schon in einigen namhaften Clubs gespielt. Seit wir uns kannten, wollte Daniel nichts anderes als Musik machen, und so aufgekratzt, wie er am Telefon gewesen war, wunderte es mich, dass er eben nicht sofort damit rausgeplatzt war.

»Es war ... okay?«, sagte er.

»War das eine Frage?«

»Sicher, dass wir darüber reden wollen?«, fragte Daniel. »Du warst zwar nur zwanzig Minuten bei deinem Bruder in

der Wohnung, aber ihr habt euch doch sicher unterhalten?«

»Glaub mir, ich kann mir gerade nichts Schöneres vorstellen, als nicht daran denken zu müssen.« Ich drehte mich leicht im Beifahrersitz, um Daniel besser ansehen zu können.

»Wie war das Casting? Hast du die anderen Bandmitglieder schon alle kennengelernt?«

Und mit diesen zwei Fragen schien der Damm gebrochen. »Es war *so* gut«, begann Daniel. »Also nicht ich, keine Ahnung, ob ich gut war. Aber die anderen sind alle so nett! Und Felix, der Sänger, schreibt die Lieder bisher alle selbst. Als ich gesagt hab, dass ich auch manchmal schreibe, wollte er direkt was sehen. Es wäre so, so cool, wenn das klappt, Noah.«

Ich ließ den Kopf wieder nach hinten an die Kopfstütze fallen, hörte lächelnd Daniels Erzählungen zu und beobachtete, wie der schleichende Verkehr Kreuzbergs am Fenster vorbeizog. Es war gut, dass Daniel mich nach seinem Casting am Flughafen abgeholt hatte. Seine Anwesenheit vertrieb die lästigen Gedanken zwar nicht, sorgte aber dafür, dass ich mich zusammenriss. Durch den Besuch bei Elias war ich noch völlig durch den Wind und hatte es nicht gerade eilig, heim zu meinen Eltern zu fahren. Ich war angefressen. Mein Bruder vertraute mir anscheinend nicht genug, um mir die ganze Wahrheit zu erzählen. Denn ich war mir sicher, dass in der Nacht seiner Verhaftung mehr geschehen war als eine durch Alkohol ausgelöste Partyschlägerei. Noch wütender war ich, dass meine Eltern es nicht für nötig gehalten hatten, mir direkt Bescheid zu sagen. Am Telefon hatte meine Mutter erklärt, sie hätte mir meine Zeit im Ausland nicht verderben wollen. Das hielt ich allerdings für eine lahme Ausrede, schließlich waren meine Eltern von Anfang an nicht begeistert von meinen Reiseplänen gewesen. Ihrer Meinung nach hätte ich das Praxissemester, genau wie mein Bruder, gleich in unserer Firma machen können –

oder aber, wenn ich schon reisen musste, in Europa, um nebenbei zahlende Kundschaft akquirieren zu können. Aber Südamerika? Fehlanzeige. Trotzdem hatten sie mich letzten Endes finanziell unterstützt.

Aber Kyra - wieso hatte Kyra nicht wenigstens etwas gesagt? Meine Schwester stand mir vielleicht nicht so nahe wie Elias, aber wir hatten dennoch ein gutes Verhältnis. Und gerade, wenn es um unsere Eltern ging, hielten wir Geschwister zusammen. Immer. Zumindest hatte ich das geglaubt. Denn bisher hatte sie auf keine meiner Nachrichten geantwortet.

Ich wurde jäh aus meinen Gedanken gerissen, als Daniel auf die Bremse trat. Der Gurt schnitt in meine Schulter, als mein Oberkörper durch den abrupten Tempowechsel nach vorne fiel. Der rote Bus vor uns war, ohne zu blinken, auf die linke Spur gewechselt und versuchte nun im Schneckentempo, einen Rollerfahrer zu überholen.

»Idiot«, zischte Daniel neben mir und drückte entnervt auf die Hupe. »Deshalb fahr ich nie in der Stadt.«

Wie aus Protest wurde der Bus noch langsamer, um sich dann schleichend wieder rechts einzuordnen und uns endlich überholen zu lassen. Jedoch nicht ohne einen uns durchs Fenster entgegengestreckten Mittelfinger des Busfahrers.

Daniel klopfte im Vorbeifahren kurz auf die Hupe und ich zog nickend meine Sonnenbrille wie zum Gruß, was der Busfahrer mit einem Kopfschütteln quittierte. Dann drückte mein bester Freund das Gaspedal durch und brachte mich, so schnell es sein Auto erlaubte, näher zum Haus meiner Eltern - und zu der Konfrontation, die dort auf mich wartete.

## 3. KAPITEL

### *Lia*

#### *Und jetzt?*

Da war ich also. Zum ersten Mal kamen mir Zweifel an meinem Plan. Wobei Plan die falsche Bezeichnung war, denn er bestand nur aus einem Wort: Berlin. Das war's. Aber auch wenn es ungeplant und unfreiwillig geschehen war, hatte ich es immerhin aus meiner Komfortzone herausgeschafft. Wie meine Mitbewohnerin Lisa es mir seit Tagen gepredigt hatte. Am Ende hatte sie sogar gedroht, meine Mutter anzurufen, wenn ich nicht endlich wieder das Haus verließ. Nur hatte sie vermutlich nicht gemeint, dass ich gleich die Stadt verlassen und ans andere Ende Deutschlands fahren sollte. Der Bus war mittlerweile abgefahren, und ich stand immer noch mehr oder weniger an der gleichen Stelle. Durch meine Kurzschlussreaktion heute Morgen war mir nicht einmal Zeit geblieben, mir ein Hotel oder Airbnb zu suchen. Ich hatte nichts.

»Ups, sorry!«, rief eine Stimme hinter mir im gleichen Moment, als jemand an meine Schulter stieß. Der Kerl, der mich angerempelt hatte, hielt in der einen Hand ein Longboard und in der anderen einen Kaffeebecher. Er warf mir ein entschuldigendes Lächeln zu, wodurch sich ein Grübchen in seiner rechten Wange abzeichnete. Eilig winkte er mir nur noch einmal entschuldigend zu, bevor er auf sein Longboard sprang und kurz darauf um die Ecke bog. Der Geruch seines Kaffees blieb. Ich beschloss, es als Wink des Schicksals zu sehen - außerdem war Kaffee immer eine gute Idee - und wandte mich in die Richtung, aus der er gekommen war. Während ich der Straße folgte, beobachtete ich die Menschen, die hier alle ihr Leben

lebten: Familien mit Kindern, Berufstätige in ihrer Mittagspause, Schulkinder auf dem Heimweg, Studenten an Laptops in Bistros. Sicher hatten auch sie mit ihren eigenen Problemen zu kämpfen, aber von außen betrachtet wirkte alles wie ein friedliches, lebendiges Zusammenspiel. Vielleicht war diese spontane Reise ja genau das, was ich brauchte. Vielleicht konnte ich zumindest für die nächsten paar Wochen mitspielen, meine Probleme zurücklassen und einfach nur leben.

Es brauchte noch weitere fünfzehn Minuten, bis meine Augen auf eine Klapptafel fielen, die am Rand des Bürgersteigs aufgestellt war. Aus der Tür strömte der verlockende Duft von Kaffee und im Gegensatz zu den anderen Cafés, die ich auf dem Weg gesehen hatte, war drinnen sogar noch Platz. Die langen Bänke mit Sitzkissen draußen vor dem Fenster waren unbesetzt. Kein Wunder bei der prallen Hitze. In der Hoffnung auf WLAN und Koffein betrat ich den Laden. Eine kleine Glocke ertönte und kündigte mich an.

»Hey!«, begrüßte mich eine fröhliche Stimme, »bin sofort da.«

Die Stühle und Sessel im Café passten alle nicht zusammen. In der hinteren Ecke standen zwei Schaukelstühle neben einem breiten Bücherregal, das von oben bis unten gefüllt war. Die rechte Wand aus roten Backsteinen passte so gar nicht zur weißen Außenfassade des Gebäudes und überall standen und hingen Pflanzen. Auf einem der runden Tische stand ein großer, kupferfarbener Globus. Diesmal registrierte ich das Zucken meiner Finger und stoppte sie in der Bewegung, bevor sie zu der leeren Stelle vor meiner Brust greifen konnten. Ich verdrängte den Gedanken und betrachtete stattdessen die Auswahl in der Kuchentheke. Neben einfachen Scones gab es Muffins, Käsekuchen und einige Torten, die mir das Wasser im Mund zusammenlaufen ließen. Ich war verliebt.

»Du guckst wie ich, als ich das erste Mal hier reingekommen bin.«

Ich blickte auf und sah in ein freundlich lächelndes Gesicht, in dem sich strahlend weiße Zähne und ein goldenes Nasenpiercing von gebräunter Haut abhoben.

»Ich würde am liebsten alle nehmen«, erwiderte ich.  
»Kannst du einen davon empfehlen?«

Die junge Frau lachte. »Tatsächlich alle«, sagte sie. Dann zeigte sie auf einen roten Kuchen mit weißem Frosting. Die Ringe an ihren schlanken Fingern reflektierten das durchs Fenster hereinfallende Licht.  
»Aber der Red Velvet Cake ist mein liebster. Die meisten Kuchen werden morgens geliefert, aber den hier macht Karl, der Besitzer, jeden Tag selbst.«

»Dann nimm ich einen davon und einen Flat White.«

Das Lächeln der Frau verstärkte sich noch und brachte ihre dunklen Augen zum Strahlen. »Cool. Setz dich schon mal, ich bring's dir an den Tisch.«

Ich hatte gerade den Rucksack unter meinem Sessel verstaut, als sie auch schon das Stück Kuchen vor mir auf den Tisch stellte. Jetzt erst sah ich die pinkfarbenen Spitzen ihres dunklen Haars, das in einem Pferdeschwanz bis zu ihren Schultern reichte. Abgesehen davon, dass sie mir mit ihrer herzlichen Art sowieso gleich sympathisch war, konnte ich nicht anders, als ihren Stil zu bewundern. Sie trug kurze, zerfranste Hotpants, in denen ein lockeres weißes Shirt steckte, und um die Hüften hing ein rot kariertes Hemd. Das Ganze hatte sie trotz der Hitze mit klobigen schwarzen Boots mit Nieten kombiniert. Sie sah aus, als wäre sie einem Fashion Board auf Pinterest entsprungen.

»Dein Flat White kommt sofort.« Sie bemerkte meinen Blick und sah mich mit erhobenen Augenbrauen an. »Alles okay?«

»Ja, entschuldige.« Ich lächelte. »Ich habe nur gerade beschlossen, dass du meine neue Stilikone bist.«

Zum dritten Mal in der kurzen Zeit schenkte sie mir ein strahlendes Lächeln, und ich fragte mich, ob es irgendjemanden gab, der diese Frau nicht auf Anhieb mochte.

»Oh, danke. Alles secondhand von einem Laden hier in der Stadt. Ich kann dir gern die Adresse aufschreiben.« Sie hielt mir die Hand hin. »Ich bin übrigens Phuong.«

Ich ergriff ihre ausgestreckte Rechte und schüttelte sie.

»Freut mich. Ich bin ...«, ich zögerte kurz. »Lia.«

Phuong schmunzelte. »Dann herzlich willkommen, Lia.« Sie nickte in Richtung meines Rucksacks. »Ich vermute, du bist zu Besuch hier? Oder auf der Durchreise?«

»Das weiß ich ehrlich gesagt noch nicht.«

»Das klingt nach einer längeren und vor allem interessanten Geschichte.« Phuong musterte mich kurz und sah sich dann im Café um. »Ich mach schnell deinen Kaffee. Hier ist gerade eh nichts los, also wenn es dir nichts ausmacht ...« Sie zuckte mit den Schultern. »Ich liebe Reisegeschichten.«

Ich stutzte. »Viel zu erzählen gibt es nicht, ich bin gerade erst angekommen.« Und wenn ich eines in diesem Moment nicht wollte, dann war es, über mich zu reden. Phuong's Lächeln geriet kurz ins Wanken und ich gab mir einen Ruck. »Ich bin eher auf dich und dein WLAN angewiesen. Noch habe ich nämlich gar keine Ahnung, wie es weitergehen soll«, sagte ich. »Also ... falls du mir helfen magst.« Ich deutete auf den dunkelgrünen Sessel mir gegenüber. »Hier ist mehr als genug Platz für zwei.«

»Und dann bist du einfach los? Verrückt.« Phuong sah mich mit großen Augen an. Nachdem sie sich versichert hatte, dass die anderen zwei Kunden versorgt waren, hatte sie sich mit einem Americano für sich und dem Flat White für mich an den Tisch gesetzt. Es hatte nicht lang gedauert, bis

sie mich doch zum Reden gebracht hatte. Auch wenn ich eine sehr abgespeckte Version des heutigen Tages wiedergegeben hatte. Um nicht zu sagen, eine völlig andere. Denn ich hatte ihr gesagt, dass ich leidenschaftlich gern filmte, Inspiration suchte und glaubte, der Tapetenwechsel würde mir dabei helfen, diese zu finden.

»Wow, du bist echt mutig.«

Ich stutzte und hätte fast laut aufgelacht. »Glaub mir, das denkst du nur, weil dieser kleine Ausschnitt das Erste ist, was ich dir von mir und meinem Leben erzählt habe.«  
*Und weil ich dir verschwiegen habe, dass ich mitten in der Prüfung weggerannt bin. Und wovon ich weggerannt bin.*

Obwohl ich ihre Worte abtat, merkte ich, wie meine Wangen warm wurden. Nach den letzten Wochen fühlte es sich seltsam an, ungezwungen in einem Café zu sitzen und sich zu unterhalten. Noch seltsamer war es aber, dass Phuong mir gegenüber so aufgeschlossen und nett reagierte. In ihren Fragen lag ehrliches Interesse. Und hinter ihren Worten schien sich keinerlei Verurteilung zu verstecken. Um die Verlegenheit zu überspielen, nahm ich schnell einen Schluck von meinem Kaffee. Er schmeckte himmlisch.

»Und wenn der nächste Bus nicht nach Berlin, sondern nach München oder Paris gefahren wäre, dann wärest du jetzt dort?«, fragte Phuong.

Ich hatte tatsächlich einfach die App geöffnet und den nächstbesten Bus gewählt, der mich einigermaßen weit wegbrachte. Berlin hatte an oberster Stelle gestanden. Irgendetwas daran hatte sich sofort richtig angefühlt.

»Paris vermutlich nicht, ich kann kein Wort Französisch«, gab ich zu bedenken. »Aber ja, vom Prinzip her schon. Alles, was meine Ersparnisse zugelassen hätten.«

»Das ist so cool. Und von deinen Freunden wolltest du niemanden dabei haben?«